

## Kultur



Er hat kein Geheimnis, weil er selbst eines ist: Martin Schläpfer im Maggiatal. Foto: Lennart Speer (zvg)

## Visionär mit Bodenhaftung

Ein Dokumentarfilm zeichnet ein intimes Porträt von Martin Schläpfer, jenes Ausnahmetanzkünstlers, den Bern an Deutschland «verloren» hat.

### Marianne Mühlemann

Er kniet auf dem Steinboden vor dem Feuerloch, schiebt schweisssam Holz in die Flammen des Herdes, um warm zu haben und Wasser kochen zu können. So stellt man sich den einsamen Älpler vor, den Naturburschen in schweren Wanderstiefeln, der in der Abgeschiedenheit Schafe hütet, vielleicht käst, den Wolken zuschaut oder beim Blick hinunter ins Tal über das Leben philosophiert.

Doch die Ruhe hier täuscht. Es sei ihm nicht wohl, hört man plötzlich aus dem Mund dieses Feuerbewahrers, wenn er spüre, dass nichts sich mehr bewege. «Egal ob aussen oder innen. Stillstand halte ich nur schlecht aus.» Kein Älpler also. Man kennt die Stimme, von der Bühne, vom Fernsehen. Es ist Martin Schläpfer in seinem Sommerrefugium im Maggiatal. Der Schweizer Tanzschöpfer, der 2013 mit dem ersten Schweizer Tanzpreis ausgezeichnet wurde. Seit 2009 leitet er als Direktor und Chefchoreograf das 48-köpfige Ballett am Rhein der beiden Städte Düsseldorf und Duisburg. Und das tut er so erfolgreich, dass er auch international mit Preisen und Auszeichnungen nur so überhäuft wird.

### Kunst, an die man glaubt

Nicht nur er: Seinem Ensemble wurde in der internationalen Kritikerumfrage der Zeitschrift «Tanz» das Prädikat «Beste Kompanie» zuerkannt - dreimal in Serie! Man glaubt an diesen Mann und seine Kunst. Eben hat ihm und seinem Ballett ein privater Investor in Düsseldorf ein eigenes Tanzhaus errichtet. Und nicht etwa ein kleines. In Zeiten kultureller Kahlschläge eine Sensation. Was ist das Geheimnis dieses aussergewöhnlichen Erfolgs? Und wer ist der Künstler und

Mensch, der da vorab hinter den Kulissen wirkt, der aus flüchtiger Bewegung Bühnenstücke zimmert, von denen sich Menschen über alle Alters- und Kulturgrenzen hinweg berühren lassen?

Die deutsche Dokumentarfilmerin Annette von Wangenheim hat sich diese Fragen gestellt und mögliche Antworten gefunden. Vielleicht das: Er hat kein Geheimnis, er ist eines, weil er ständig in Bewegung ist und sich einem wieder

### «Man muss immer stochern, damit das Feuer nicht ausgeht.»

Martin Schläpfer

entzieht, wenn man ihn zu fassen meint. Ein Tänzer eben. Das Vertrauen zwischen der Filmemacherin und dem Choreografen ermöglicht eine Nähe und Offenheit, die den Film zum kostbaren Dokument macht. Schläpfer ist kein Selbstdarsteller. Dennoch gibt er unverblümt auch Einblick in sein Privatleben. Er zeigt sein Haus mit dem wilden Garten, den Tieren und den explosiven Graffiti an den Wänden.

Schläpfer, der Nachdenkliche, hier hat er auch eine rebellische Seite. Er hat über seine Fussböden Farbe gekippt und an den Wänden der Wohnküche seine Lebensbilanzen hingekritzelt. Da steht auch der Satz, der zum Filmtitel wurde: «Feuer bewahren - nicht Asche anbeten!», ein Zitat von Gustav Mahler. Dieses Feuer ist der Energiequell seiner Kreativität in den imaginären Räumen in seinem Kopf. Ein Feuer, das wärmt oder zerstört. «Man muss immer stochern,

damit das Feuer nicht ausgeht», sagt Schläpfer. Und man spürt, dass er damit nicht nur den Herd in seinem Tessiner Grotto meint.

### Biobauer oder Balletttänzer

Der Naturbursche, der auch ohne Worte kommuniziert, ist er geblieben. Als Bub wollte Schläpfer übrigens Biobauer werden. Doch das Leben hatte anderes mit ihm vor. Er wurde Balletttänzer, und zwar gleich einer der besten, den die Schweiz je hervorgebracht hat. Doch das war erst der Anfang. Der 1959 geborene St. Galler wurde vom charismatischen Solotänzer zum weitherum anerkannten Tanzpädagogen, schliesslich zum Choreografen und Ballettdirektor: Seine erste Stelle hatte er am Berner Stadttheater, wo er das Ballettensemble 1994 bis 1999 nicht nur leitete, sondern künstlerisch aufbaute und entwickelte. Durch die Kontinuität und die hohe Qualität seiner Tanzschöpfungen gelang es Schläpfer, dem Berner Ballett in bloss fünf Spielzeiten zu internationalem Ansehen zu verhelfen.

Die Anerkennung bei Publikum und Fachwelt rührte wohl auch daher, dass er als Choreograf zwar experimentierfreudig war, aber nie ein rebellischer Dekonstruktivist. Das ist auch heute noch so. In seinen abstrakten Tanzwerken sind Form, Musikalität und Klarheit stets feste Grössen. Doch in Schläpfer wollte oder konnte man in Bern damals nicht investieren. Seine Visionen und Träume blieben unerfüllt. So zog er zuerst nach Mainz, später nach Düsseldorf/Duisburg, wo man ihn mit offenen Armen empfing. Wangenheims facettenreiches Porträt zeigt, was Bern damals verloren hat: einen Visionär mit Bodenhaftung.

Kino Rex, Bern: 7./8./14./15./16. Mai, 11 Uhr

## Ist das schon Reflexion?

Mit «Marseille» hat Netflix erstmals eine Fernsehserie in Europa produziert. Ein französisches «House of Cards» ist die Serie mit Gérard Depardieu aber nicht.

### Philippe Zweifel

Marseilles Bürgermeister Robert Taro steht auf der Ehrentribüne des Fussballstadions Velodrome. «Ich liebe diese Stadt», sagt er - und man glaubt es dem Zweitentnermann, der sich für sein Amt mit Idealismus, Charme und einer gelegentlichen Kokslinie einsetzt. Taro, gespielt von Gérard Depardieu, ist ein Politiker alter Schule, der sich auf dem Fischmarkt genauso wohlfühlt wie im Rathaus. Die Bürger lieben ihn, von den politischen Gegnern wird er respektiert. Doch Taros sorglose Tage sind gezählt, nur weiss er das noch nicht.

Das Politdrama «Marseille» ist die erste europäische Serienproduktion von Netflix. Der Streamingdienst, der mit Eigenproduktionen wie «House of Cards» Erfolge feierte, ist der weltgrösste Anbieter von Filmen und Serien im Internet - und Sehnsuchtsort vieler regionaler Geschichtenerzähler, die unter den Gängeleien ihrer nationalen TV-Anstalten oder dem fehlenden Qualitätsbewusstsein privater Stationen leiden. Der Drehbuchautor von «Marseille» jubelte denn auch, dass er nach der Nutzeranalyse von Netflix zum Serienmarkt in Frankreich eine «Carte blanche für die Produktion eines französischen «House of Cards» erhalten habe.

Realpolitischer Hintergrund der Serie ist die Gentrifizierung Marseilles: Am ehemaligen Industriehafen entstand in den letzten Jahren für mehrere Milliarden Euro eine neue Stadt mit Büros, Wohnungen und Einkaufstempeln. 2013 trug Marseille zusätzlich Schminke auf, um der

Wahl zur «Europäischen Kulturhauptstadt» gerecht zu werden. Allerdings fanden diese Veränderungen auf Kosten der unteren Bevölkerungsschicht statt, die aus dem Stadtzentrum vertrieben wurde.

Die Serie übersetzt diese Entwicklung mit dem Bau eines Casinos am Hafen. Taro, der Marseille zur «Hauptstadt Südeuropas» machen will, ist die treibende Kraft dahinter. Er erhofft sich hohe Steuereinnahmen und die Zerschlagung des mafios organisierten Glücksspiels. In einem anderen Handlungsstrang erlaubt das Liebesleben von Taros Tochter einen Einblick in Marseilles Plattenbausiedlungen und ihrer Bewohner. Gemäss dem modernen Serienerzählmuster verkompliziert sich dann die moralische Situation der Figuren Schritt für Schritt. Taro kommt unter Druck, als sich sein politischer Ziehsohn, ein falscher Saubermann, gegen ihn erhebt. Doch der Geschichte um Verrat, Politik und Verbrechen fehlen der Zynismus von «House of Cards» und die analytische Brillanz der dänischen Politserie «Borgen». Glitzerfassaden und Plattenbauten zu kontrastieren, macht noch keine Reflexion über Ethik und soziale Konflikte aus.

Stattdessen wird der Blick durchs Schlüsselloch zelebriert. Wer schläft mit wem? Wer geht darob zugrunde, wer nicht? So raffiniert, wie «Marseille» zu sein vorgibt, ist die Serie nicht.



Unter Druck: Depardieu (rechts) als Bürgermeister von Marseille. Foto: zvg

## Sie spürte das verborgene Leben der Steine

Zur Erinnerung an Mariann Grunder, die Berner Bildhauerin, Malerin und Zeichnerin, die 90-jährig gestorben ist.

### Fred Zaugg

Mariann Grunder, die stets schon zierliche Frau, wirkte zerbrechlich, fast durchsichtig, als sie in der Tür ihres Ateliers stand und erklärte, sie könne uns nicht empfangen. Sie war gestürzt und hatte Schmerzen. Aber sie stand da, gerahmt von den Balken ihres kleinen weissen Hauses in Rubigen, wo sie ihr grosses Werk schuf: ein bleibendes Bild einer letzten Begegnung.

### Marmor, Granit, aber auch Tuff

1958 konnte sie dieses Haus bauen, «bauen lassen», pflegte sie zu betonen. Sie hätte noch weitergehen können, denn wie ein massgeschneidertes Kleid hat der Architekt Werner Allenbach den Arbeits- und Wohnbau gestaltet, Mariann Grunders Lebensraum. Er wurde ihr zu jenem festen Platz, von dem aus sie ihre künstlerischen Botschaften zu den Menschen senden konnte. Kein Ruhepunkt, wohl aber ein stiller Ort für feinste Schwingungen. Mariann Grunder spürte das Leben der Steine. Lieber noch sprach sie von ihren Geheimnissen. Und dann von ihren Klängen und Vibrationen, wenn sie mit Meissel, Klöpfel und Fäustel ihre Visionen aus dem Marmor und dem Granit holte. Lange konnte der Stein nicht hart genug sein, aber Mariann Grunder wusste auch den Tuff zu hauen.

Der Weg zum Stein und zu seiner Formung und Gestaltung war ein langer, ein ungewohnter für eine 1926 geborene Frau. Wohl war es schon der Wunsch des Mädchens, Bildhauerin zu werden. Aber für die Lehrerstochter war der Beruf vorgezeichnet. Im Lehrerinnenseminar entdeckte

Fritz Braaker ihre Liebe zur Kunst, die durch die Begegnung mit Nachbar Etienne Perincioli geweckt worden war. Paris wurde dann für die junge Lehrerin der Ort der Inspiration. Die Steinhauerlehre jedoch machte sie beim Grabsteinbildhauer Dubi in Gümligen. Sie verweilte sich jedoch vorgegebenen Mustern und behielt ihre Freiheit.

Wie kraftvoll und klar gestaltete Mariann Grunder, wenn sie einmal ganz aus dem «Wesen» des Steins arbeitete und dann wieder geometrische oder organisch gewachsenen Elemente umsetzte. Die Vielfalt ihrer Formenwelt konnte man 1986 in der grossen Retrospektive im Kunstmuseum Bern erleben. Für Grunder wurde sie allerdings zu einem Bruch, zu einem «Malaise» wie sie sagte. Sie musste weg, einfach weg. Diesmal fuhr die Sechzigjährige nicht nach Paris wie bisher, sondern nach New York. Sie fand Freiheit. Ein verschmitztes Lachen begleitete die Ergänzung: «Es war das Jahr, in dem die Freiheitsstatue wieder öffentlich zugänglich wurde.»

### Mut zur zweiten Blüte

Als sie 1987 von einem zweiten New-York-Aufenthalt zurückkam, ging gerade das «Freie Land Zaffaraya» unter. Die Berner Polarisierung machte Mariann zu schaffen. Sie war ja nie die Künstlerin im Elfenbeinturm, sondern «trotz Wohnsitz in Rubigen ein Stadtmensch». In New York hatte sie die «Nahtstelle der Kulturen der Welt» kennen gelernt. Und das scheint ihr den Mut gegeben zu haben, ihre Kreativität noch einmal aufgehen zu lassen - in verschiedensten Techniken, nota bene: Polaroid-Serien, Reliefs aus gefaltetem Japanpapier, Zeichnungen, feine und grossformatige mit bunten Scotchbändern geklebte, aus Beton gegossene und aus Styropor geschnittene, metallene und steinerne Formen. In Biel und Langenthal komponierte sie damit Installationen.

Mit verschiedenen Werken bleibt Mariann Grunder in unserer Nähe, so mit der Gruppe «Sessel, Bett, Teppich» im Hof der Uni Engehalde (ehemaliges Tierhospital). Ihr Wunsch wäre, dass die Arbeiten draussen noch lange bleiben könnten, so lange wie ihr Haus, das unter Denkmalschutz steht. An uns ist es nun, Sorge zu tragen.



Sie bleibt uns nahe: Mariann Grunder.